

„AUCH SOLLEN SCHON EINIGE SCHILDWACHEN ERFROREN SEYN ...“

231

ANMERKUNGEN ZU EINER BLEISTIFTZEICHNUNG AUS „GRABBE'S JUGENDLEBEN“
VON HERBERT KÖNIG, 1847

DETLEV HELLFAIER

Im Frühjahr 2005 konnte die Lippische Landesbibliothek im deutschen Autographenhandel für das Grabbe-Archiv eine gut ausgearbeitete Bleistiftzeichnung mit dem handschriftlichen Titel „Scene aus Grabbe's Jugendleben nach des Augenzeugen Köchy Erzählung“ erwerben.¹ Wie Signet und Datierung ausweisen, hat der Illustrator, Karikaturist und Aquarellmaler Herbert König (1820–1876) das Blatt im Quartquersformat in den Maßen 17,3 x 22 cm am 17. September 1847 in Braunschweig gezeichnet. Da sich auf der Rückseite des Blattes Montagespuren befinden, liegt die Vermutung nahe, dass es sich einst in einem Stammbuch oder einem liber amicorum befunden haben mag. Die Genreskizze ist der Forschung bisher nicht unbekannt geblieben. Im Jahre 1907 wurde sie von dem Theaterwissenschaftler Arnulf Perger im Zuge seiner Studien zu Grabbe an eher versteckter Stelle erstmalig bekannt gemacht, jedoch nicht näher analysiert,² vermutlich nach dieser Vorlage ist das Blatt ohne unmittelbaren inhaltlichen Zusammenhang im Rahmen eines Beitrags über Grabbe 1924 noch einmal abgedruckt worden.³ Beigelegt wurde der Zeichnung vom Einlieferer ein schmaler Kartonstreifen (3,5 x 18,4 cm), der hilfreiche Angaben zu Herkunft und Publikation des Stückes macht: „Herbert König: Der junge Grabbe in Berlin.

/ Lippmansohns [!] Nachfolger Berlin, Febr[uar] 1907 / aus dem Nachlasse Ed[uard] Grisebachs, ehemals Geschenk Königs / an Köchy. / Veröffentlicht in der Zeitschrift [für] Bücherfreunde Juli 1907“. Vor diesem Hintergrund ist es angezeigt, der Historizität der zu Grunde liegenden „Erzählung des Augenzeugen“, den Beziehungen Grabbes zu Köchy und wiederum der Verbindung zu dem ausführenden Künstler intensiver nachzugehen; in diesem Zusammenhang ergeben sich einige Erkenntnisse zur Überlieferungsgeschichte der Zeichnung.



Abb. 1: „Scene aus Grabbe's Jugendleben nach des Augenzeugen Köchy Erzählung“, Bleistiftzeichnung von Herbert König, Braunschweig, 1847. – LLB Detmold, GA B 374.

Die dargestellte Situation zeigt Grabbe und seinen Berliner Kommilitonen Karl Köchy (1799–1880) in der Kammer des Jurastudenten und Dichters in Berlin. An einem Manuskript in Buch- oder Heftform intensiv arbeitend und offensichtlich unbeeindruckt von seinem Besucher sitzt Grabbe

¹ Detmold, Lippische Landesbibliothek (künftig: LLB Detmold), GA B 374. – Erworben am 20.4.2005 bei Eberhard Köstler, Autographen & Bücher, Tutzing.

² PERGER, ARNULF, Beiträge zur Grabbe-Forschung, 1. Aus Grabbes Wanderzeit, in: Zeitschrift für Bücherfreunde 11 (1907/1908), 1, 131–137, Abb. nach S. 132.

³ WIEN, ALFRED, Grabbes Größe, in: Velhagen & Klasings Monatshefte 38 (1924), 7, 19–23, Abb. am Ende des Aufsatzes.

im Halbprofil zusammengekrümmt im Zentrum der Szene auf einem auf dem Fußboden zusammen geschobenen Teppich. Bekleidet ist er mit einer dicken Jacke mit hellem Pelzbesatz und Fausthandschuhen. Schülermütze (!) und Schal bedecken kaum das strähnige und zurückweichende Haar. Um Knie und Beine ist eine Decke geschlungen, die Füße stecken in ausgetretenen Schuhen. Er lehnt sich an einen aufrecht stehenden Strohsack oder ein prall gefülltes Federbett, das wiederum rücklinks an der geschwungenen Lehne eines alten Biedermeier-Stuhles Halt findet. Auf der zerschlissenen Sitzfläche, von der bereits die Bespannung in Fetzen herunterhängt, stehen und liegen mehrere Bücher. Die Zimmerwände sind weitgehend kahl, die Wand in Grabbes Rücken zeigt ein kleines Butzenscheibenfenster, daneben hängen Abreißzettel an einem Nagel, zu Grabbes Rechten befindet sich ein aufgeklappter Wandschrank mit drei Fächern, der bis auf ein nicht näher zu bezeichnendes Gefäß leer ist. Als Besucher und Berichterstatter der Szene dominiert links der aufrecht stehende Köchy das Bildgeschehen. Zweifelsohne eine elegante Erscheinung, die mehr süffisant als entsetzt auf die am Boden hockende Gestalt herabsieht: der gut geschnittene Gehrock mit Weste folgt der Mode der Zeit, ebenso die schmalen Schuhe, ein Tuch zielt Rockausschnitt und steifen Hemdkragen, er trägt einen hohen Zylinderhut, sein gesamtes Outfit mit gepflegtem Backenbart und den lässig in den Hosentaschen versenkten Händen bildet den Gegenentwurf zu dem am Boden kauernenden Grabbe.

Karl Köchy aus Braunschweig muss diese Szene, die ihm so im Gedächtnis haften geblieben ist, nachhaltig beeindruckt haben, denn das, was er dem Zeichner König plastisch geschildert hat, lag etwa ein Vierteljahrhundert zurück und führt damit in Grabbes Studienzeit in Berlin in den Jahren 1822/23.⁴ Man erinnert sich: zwei Jahre zuvor, am 5. Mai 1820, hatte der Detmolder, versehen mit einem Stipendium der Fürstin Pauline zur Lippe und unterstützt durch bescheidene Rücklagen der Eltern, an der Universität Leipzig das Studium der Rechtswissenschaften aufgenommen. Nach anfangs ernsthaftem Bemühen wandte er sich bald dem geselligen und literarischen Leben und namentlich der ihn faszinierenden Theaterwelt zu. Gegen Ende des zweiten

Studienjahres drängte es ihn nach Berlin, wo er sich nach Ostern 1822 mit elterlicher Zustimmung an der Universität immatrikulierte. Kaum dürften es die großen Gelehrten wie Hegel, von Savigny oder von Raumer gewesen sein, die den Anreiz zum Wechsel des Studienortes ausgemacht hatten, sondern vor allem versprach wohl die literarisch-geistige Szenerie der preußischen Hauptstadt den für seine Neigungen zu Dramaturgie, Schauspielkunst und Theater günstigeren Nährboden. Und in der Tat gehörten jene zwölf Monate in Berlin zu den in dieser Hinsicht für ihn schaffensreichsten Perioden, denn neben den vielfältigen Anregungen und Ablenkungen vollendete er hier die bereits in Detmold und Leipzig vorbereitete Tragödie „Herzog Theodor von Gothland“, schuf er innerhalb weniger Wochen die Literaturkomödie „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, das später meistgespielte Grabbe-Stück überhaupt, und begann er zu Jahresbeginn 1823 die Trauerspiele „Nannette und Maria“ sowie „Marius und Sulla“. Wie man sich das Schreiben oder Konzipieren vorzustellen hat, lässt die auf Köchy zurückgehende Milieuzzeichnung Herbert Königs

⁴ Die Grabbe-Literatur ist mittlerweile gut dokumentiert. Verwiesen wird auf die Grabbe-Bibliographie von BERGMANN, ALFRED (Amsterdam 1973), auf die seit 1982 jährlich im Grabbe-Jahrbuch erscheinende Grabbe-Bibliographie, die auch als elektronische Ressource im Netz verfügbar ist, sowie auf die Lippische Bibliographie von HANSEN, WILHELM (Bd. 1, 1957) und FLEISCHHACK, ERNST (Bd. 2, 1982), die seit 1988 elektronisch als Regionaldokumentation Lippe vorliegt und sowohl retrospektiv ergänzt, als auch ständig aktualisiert wird. Die Bibliographien sind leicht über die Homepage der Lippischen Landesbibliothek zugänglich (www.llb-detmold.de) – Die neueren biographischen Untersuchungen zu Christian Dietrich Grabbe behandeln seine Studienzeit in unterschiedlicher Ausführlichkeit. Zu nennen sind in Auswahl EHRlich, Lothar, Christian Dietrich Grabbe. Leben, Werk, Wirkung, Berlin 1983; DERSELBE, Christian Dietrich Grabbe, Leben und Werk, Leipzig 1986; KUTZMUTZ, OLAF, Grabbe, Klassiker ex negativo, Bielefeld 1995; COWEN, ROY C., Christian Dietrich Grabbe – Dramatiker ungelöster Widersprüche, Bielefeld 1998; AUFENANGER, JÖRG, Das Lachen der Verzweiflung. Grabbe, ein Leben, Frankfurt/Main 2001; mit umfangreichen Bild- und Textquellen versehen ist der Ausstellungsbegleitband von HILLER VON GAERTRINGEN, JULIA/HELLFAIER, DETLEV, Grabbe im Original, Autographen – Bilder – Dokumente (Auswahl- und Ausstellungskataloge der Lippischen Landesbibliothek Detmold; 35) Detmold 2001. – Zu Grabbes Berliner Studienzeit vgl. zuletzt den kleinen Ausstellungskatalog HELLFAIER, DETLEV/HELLFAIER, KARL-ALEXANDER (Bearb.), Christian Dietrich Grabbe – Berlin 1822/23. Ausstellung der Universitätsbibliothek der FU Berlin und der Lippischen Landesbibliothek Detmold vom 13. Mai bis 31. Juli 1982 (Ausstellungsführer der Universitätsbibliothek der Freien Universität [Berlin]; 7) Berlin 1982; zu dieser Ausstellung auch HELLFAIER, DETLEV, Grabbes Studienzeit in Berlin. Ausstellung in der Universitätsbibliothek der FU Berlin, in: Grabbe-Jahrbuch 2 (1983), 131–137; ähnlich auch in: Heimatland Lippe 75 (1982), 266–272.

ahnen, und das gibt Gelegenheit, zunächst Grabbes häusliche Verhältnisse in Berlin anhand der wenigen dafür zur Verfügung stehenden Quellen zu beleuchten.

Die Briefe, die Grabbe und seine ohne Vorstellungen vom Großstadt- und Universitätsleben in Detmold wohnenden Eltern wechselten, und die sonstigen belastbaren Zeugnisse vermitteln ein anschauliches, wenngleich nur lückenhaftes Bild vom privaten Leben des Studenten. Da sind zunächst die typischen elterlichen Sorgen, die den Sohn in der Ferne begleiten: man verfolgte anhand von Zeitungs- und Reiseberichten aufmerksam alle Neuigkeiten aus Berlin, machte sich Gedanken um die dortigen hohen Lebenshaltungskosten, ferner über Qualität, Preis und Umfang der Mahlzeiten ebenso wie die Unterkunft, und eher zurückhaltend erkundigte man sich nach dem Fortgang des Studiums. Was Bekleidung und Hausrat angeht, sparte man nicht mit Ratschlägen, wie „Die Decken und Laken müsstest Du gebrauchen. Denn in der Decke sitzt Wolle, sonst käme Wurm darin, auch möchtest Du die katunen Ueberzüge aufziehen“, und mit Erleichterung stellte man fest, „dass Du mit Deinem Quartier zufrieden bist“.⁵ Wie schon in Leipzig wurde auch in Berlin das möblierte Zimmer einschließlich des Bettzeugs vermietet, dessen Bezüge wöchentlich gewechselt wurden.⁶ Die Antwort auf die Frage nach dem Gewerbe der Wirtsleute erübrigte sich nach kurzfristigem Wohnungswechsel von der (Alten, Großen) Friedrichstraße 149 (parterre) in die Nummer 83 derselben Straße, „drei Treppen hoch, bei dem Herrn Riemermeister Kramer“.⁷ In dem Haus wohnten 1822 neben dem Vermieter

A. H. Kramer, von Beruf Sattler, zwei weitere Handwerksmeister, ein Pferdehändler, zwei Brüder mit der Berufsbezeichnung „Mechanici“, zugleich Inhaber einer „Lakir- und Caffemaschinen-Fabrik“, ein Geheimer Sekretär (†) sowie eine Kaufmannswitwe, die „Chambres garnies“ vermietete.⁸ Also ein buntes kleinbürgerliches Milieu, das Grabbe seinen Eltern gegenüber durch die Mitteilung, in der Bel-etage – vermutlich in den möblierten Zimmern der Witwe – „wimmele es von Grafen“ und die Prachtstraße Unter den Linden liege nur vier Häuser entfernt in Sichtweite, aufzuwerten bemüht war.⁹ Außer der Tatsache, dass das Gebäude über ein zweites Treppenhaus verfügte und damit die Angst der Mutter vor Feuersgefahr unbegründet war,¹⁰ erfährt man unmittelbar über das Logis Grabbes in Berlin so gut wie nichts. Das Haus musste längst der gründerzeitlichen Bebauung weichen und die Zerstörungen des 20. Jahrhunderts haben die Situation nachhaltig verändert, so sind heute keine weiteren Aufschlüsse mehr zu erwarten.

Braunschweig von Mai 1820 bis August 1823, Bornheim 2004, 29–31. – Zur Geschichte der Friedrichstraße vgl. MUGAY, PETER, Die Friedrichstraße. Geschichte und Geschichten, Berlin 1991, 8–15; die Bebauung zur Zeit Grabbes wohl etwa ähnlich Abb. S. 16 (Friedrich-/Ecke Jägerstraße, 1865); die Ausdehnung der Stadt nach Südwesten dokumentiert ein Plan von 1818, siehe LINDNER, KLAUS/ZÖGNER, LOTHAR, Berlin im Kartenbild. Zur Entwicklung der Stadt 1650–1950. Ausstellung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin (Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz/Ausstellungskataloge; 15), Wiesbaden 1981, 39.

⁸ WEGNER, C. F. (Hg.), Haus- und General-Adreßbuch der Königl[ichen] Haupt- und Residenzstadt Berlin auf das Jahr 1822, Berlin 1822, 87; der Sattlermeister A. H. Kramer ist auch im folgenden Jahr unter dieser Adresse nachgewiesen, vgl. BOICKE, J. W. (Hg.), Allgemeiner Wohnungsanzeiger für Berlin auf das Jahr 1823, Berlin 1823, 262. – Die Berliner Adressbücher sind von der Zentral- und Landesbibliothek Berlin digitalisiert und im Netz verfügbar gemacht worden, siehe <http://adressbuch.zlb.de>.

⁹ Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Berlin, 6.7.1822: „Die Linden sind nur 4 Häuser von meinem Logis entfernt und ich kann sie aus dem Fenster sehen.“ (GA 5, 1970, 41, Nr. 44). – Wie Grabbe die Allee erlebt hat, vermittelt die „Lindenrolle“ von 1820, KLÜNNER, WERNER, Panorama der Straße Unter den Linden vom Jahre 1820, Berlin 1991; vgl. zudem VOSS, GEORG, Die Straße Unter den Linden um das Jahr 1822, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, 25 (1908), 72–81, und LAZARUS, J., Zur Geschichte der Straße Unter den Linden, ebenda, 82–88 – Die „Linden“ sind Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gewesen, vgl. etwa LÖSCHBURG, WINFRIED, Unter den Linden. Geschichten einer berühmten Straße, Berlin 1991; MITTENZWEI, STEFFI/HARIK, SABINE, Die Linden. Vom kurfürstlichen Reitweg zur hauptstädtischen Allee. Ausstellung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (Staatsbibliothek zu Berlin/Ausstellungskataloge; NF. 25) Berlin 1997; ENGEL, HELMUT/RIBBE, WOLFGANG (Hg.), Via triumphalis. Geschichtslandschaft „Unter den Linden“ zwischen Friedrich-Denkmal und Schlossbrücke, Berlin 1997.

¹⁰ Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Berlin, 14.2.1823 (GA 5, 1970, 61, Nr. 57).

⁵ Adolph Henrich Grabbe an seinen Sohn, Detmold, 19.5.1822 (Christian Dietrich Grabbe, Werke und Briefe <Göttinger Akademie-Ausgabe>, hrsg. von BERGMANN, ALFRED, Bd. 5, Emsdetten 1970, 39, Nr. 43) [zitiert: GA].

⁶ Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Berlin, 3.8.1822 (GA 5, 1970, 41, Nr. 45); vgl. auch GA 5, 1970, 25, Nr. 32, und 37, Nr. 40.

⁷ Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Berlin, 6.7.1822 (GA 5, 1970, 40, Nr. 44). – Aufgrund der präzisen Beschreibung (siehe auch Anm. 9) besteht kein Zweifel daran, dass es sich um die seit dem späten 17. Jahrhundert angelegte und nach Friedrich I. von Preußen benannte heutige Friedrichstraße, die die „Linden“ kreuzt, gehandelt hat; unrichtig ist die Zuordnung zur Neuen Friedrichstraße von VOSS, KARL, Reiseführer für Literaturfreunde Berlin. Vom Alex bis zum Kudamm, Frankfurt/M. 1980, 156f., danach auch von ROESSLER, KURT, Auf den Spuren des jungen Grabbe. Christian Dietrich Grabbe in Leipzig, Berlin, Dresden und

Da die Bleistiftzeichnung Königs den Dichter mit Pelzjacke, Handschuhen und Decke darstellt, kann sich die Szene nur in den Wintermonaten 1822/1823 abgespielt haben. Durchmustert man Grabbes Briefe aus dieser Zeit, so lassen sich einige Mitteilungen und Äußerungen mit der illustrierten Situation durchaus in Einklang bringen. Im Gegensatz zum Vorjahr muss der Herbst 1822 noch



Abb. 2: Berlin, Universitäts-Gebäude, kolorierter Stahlstich, gez. von Heinrich Hinze, gest. von L. Fincke, undat., um 1830. – LLB Detmold, GA B 131.

vergleichsweise mild gewesen sein,¹¹ man konnte lange auf das Heizen verzichten und abends genügte ein umgehängter Mantel, doch kurz vor Weihnachten berichtete Grabbe von grässlicher Kälte und Schneefall.¹² Das veranlasste die Eltern zu der vorsorglichen Erinnerung,

er müsse sich „ja warm halten“ und er hätte „ja eine(n) große(n) Mantel“¹³; geradezu rührend ist später die Frage, ob er „auch bei der Kälte 2 Hosen angehabt“ habe.¹⁴ Die Sorge scheint in der Tat nicht unbegründet gewesen zu sein, denn noch am 29. Januar 1823 teilte Grabbe den Eltern mit: „Es ist hier so kalt, daß ich mich ordentlich einmummeln muß, wenn ich auf die Post gehe, welche beinahe eine halbe Stunde von mir entfernt ist. Auch sollen schon einige Schildwachen erfroren seyn“.¹⁵ Selbst wenn

er damit einem Gerücht aufgesessen sein dürfte oder die Lage ein wenig dramatisieren wollte, so wird doch zumindest deutlich, dass der Winter 1822/23 in Berlin ausgesprochen grimmig gewesen sein muss. Gern lasen die Eltern im selben Brief, dass dem Sohn die mitgegebene „Decke (...) außerordentlich gute Dienste (thut)“ und ihm „auch die wollenen Nachtcamisöler (...) sehr nütze(n) werden“.¹⁶ Die brauchte er wohl auch, denn Decke, Handschuhe und dicke Jacke oder Mantel lassen annehmen, dass Grabbe aus Gründen der Sparsamkeit, d.h. aufgrund mangelnder Barschaft, in ungeheizter Bude hauste, zumal das Heizmaterial in Berlin ausgesprochen teuer gewesen sein soll.¹⁷ Ob die aus Köchys Erinnerung pelzbesetzte Jacke identisch ist mit dem so genannten „Flausch“, einem in Studentenkreisen beliebten Kleidungsstück, von dessen warmen und behaglichen Diensten er schon in Leipzig geschwärmt hatte, weiß man nicht.¹⁸ Dass er am Studienort Bücher besaß, ist verbürgt, denn schon nach Leipzig hatten ihm die Eltern seine „Lieblings Bücher“ nachgeschickt, und auch ein „Corpis [!] juris“, nach dem sich der Vater zu Beginn des Studiums erkundigt hatte, gehörte zur Grundausstattung jedes Jurastudenten.¹⁹ Als Karl Köchy in diese bescheidene, geradezu deprimierende Häuslichkeit eintrat, könnte Grabbe mit einiger Phantasie damit beschäftigt gewesen sein, das „ländlich-heitere Trauerspiel“ ‚Nannette und Maria‘ zu verfassen oder zu redigieren; seit Neujahr hatte er daran geschrieben, wie er Ludwig Tieck Anfang März 1823 wissen ließ.²⁰ Und angesichts des eher bedrückenden Ensembles gewinnt der misslungene Versuch des aus Lippe stammenden Hallenser Theologiestudenten – und späteren

¹¹ Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Leipzig, 15.10.1821: „Ich habe jetzt schon mehrmals des Abends eingeheizt (...) Heute werde ich Holz kaufen; es fängt an sehr kalt zu werden (GA 5, 1970, 34, Nr. 38).

¹² Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Berlin, 29.11.1822: „Es ist hier sehr warm; bis jetzt habe ich noch kein Holz gekauft (...) Abends hänge ich den Mantel um“ (GA 5, 1970, 48, Nr. 50), und Berlin, 20.12.1822 (GA 5, 1970, 54, Nr. 53).

¹³ Adolph Henrich Grabbe an seinen Sohn, Detmold, 25.12.1822 (GA 5, 1970, 55, Nr. 54).

¹⁴ Adolph Henrich Grabbe an seinen Sohn, Detmold, 5.2.1823 (GA 5, 1970, 59, Nr. 56).

¹⁵ Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Berlin, 29.1.1823 (GA 5, 1970, 57, Nr. 55).

¹⁶ Ebenda. – Kamisol (ital., franz.), kurzes Wams, Unterjacke.

¹⁷ Das beklagt ein Jahr zuvor Grabbes späterer Bekannter, der Rechtskandidat Friedrich von Uechtritz in einem Brief an seine Eltern, Berlin, 27.10.1821 (Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von VON SYBEL, HEINRICH, Leipzig 1884, 29).

¹⁸ Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Leipzig, 15.10.1821 (GA 5, 1970, 34, Nr. 38); am 16.11.1821 erläutert er, „'Flausch' bedeutet einen weißen Rock“ (35, Nr. 39). – Erläuterungen dazu GA 5, 1970, Anm. zu Nr. 38, 418f.

¹⁹ Adolph Henrich Grabbe an seinen Sohn, Detmold, 2.6.1820 (GA 5, 1970, 23, Nr. 31); Detmold, 29.9.1820 (31, Nr. 36).

²⁰ Christian Dietrich Grabbe an Ludwig Tieck, Leipzig, 8.3.1823 (GA 5, 1970, 66, Nr. 59).

Dichters – Christian Begemann (1803–1829), Grabbe um Weihnachten 1822 in Berlin zu besuchen, an Glaubwürdigkeit. Denn Grabbe, den entgegen der despektierlichen Äußerungen über seine Geburtsstadt das Gerede in Detmold doch nicht unbeteiligt ließ, verwehrt dem Landsmann die Unterkunft. Gesellschaftliche Verpflichtungen vortäuschend, hatte er den jungen Mann kurzerhand auf die Straße geschickt und damit vermieden, dass dieser nähere Einblicke in seine dürftigen Berliner Lebensumstände erhielt; das Auftauchen Begemanns scheint ihm schlichtweg peinlich gewesen zu sein.²¹

In Berlin fand Grabbe Eingang in einen literarischen Kreis von etwa gleichaltrigen Studenten, meist ebenfalls Juristen; zu diesen zählte auch der Jurastudent Karl Köchy, auf den unten näher eingegangen wird. Daneben sind namentlich bekannt: Wilhelm Leberecht von Borch, Karl Ludwig Gründler, Ludwig Christian Gustorf, Ludwig Hundrich, August Ludwig Robert und Friedrich

von Uechtritz,²² auch Heinrich Heine hat gelegentlich an den Treffen dieser Runde teilgenommen.²³ Es ist nicht bekannt, wann Grabbe hinzu gestoßen ist und wer ihn eingeführt hat. Dass dies durch Heine erfolgt ist, der seit dem Sommersemester 1821 in Berlin studierte, ist zu bezweifeln; in seinen „Memoiren“ hat er sich dazu nicht geäußert und die Nachricht darüber erfolgte über Dritte.²⁴ Grabbe selbst macht keine Angaben, wenngleich seine briefliche Notiz vom Anfang August 1822 an die Eltern, er habe kürzlich „einem Schriftsteller mein Werk mitgeteilt“ vielleicht auf Heine zu beziehen ist, dem er das Manuskript seines „Herzog Theodor von Gothland“ unmittelbar oder über Friedrich Wilhelm Gubitz, den Herausgeber der Zeitschrift „Der Gesellschafter“, zur Lektüre übermittelt hatte. Ein anderer (?) „hiesiger Schriftsteller“ holte ihn daraufhin ab und führte ihn in seine Wohnung, „wo sich eine Masse von jungen Dichtern und Philosophen versammelt hatten, um mit mir bekannt zu werden“.²⁵ Damit waren wohl Köchy und der literarische Zirkel gemeint, dem Grabbe mithin seit August 1822 angehört haben dürfte. Später berichtete er den Eltern nicht ganz wahrheitsgetreu „von jungen angestellten Adligen“, in deren Gesellschaft er sich befinde, und gegenüber Ludwig Tieck erwähnt er später „eine Menge Freunde, von deren Unterstützung ich daselbst [sc. in Berlin] $\frac{3}{4}$ Jahr gelebt habe.“ Damit dürfte stets der gleiche Kreis gemeint sein, der sich mehrmals wöchentlich im Hause eines

²¹ Nach ZIEGLER, KARL, Aus vergangenen Tagen. Gesammelte Blätter, Lemgo 1862, 69–91, hier 75–76; zuletzt abgedruckt in: BERGMANN, ALFRED (Hg.), Grabbe in Berichten seiner Zeitgenossen, Stuttgart 1968, 18–19, Nr. 13; vgl. dazu BERGMANN, ALFRED, Ein Besuch auf Grabbes Berliner Studentenbude, in: Vaterländische Blätter (Detmold), NF. 5 (1926), 9, vom 1. Mai, 62–63; seinen Eltern hatte Grabbe allerdings kundgetan, er habe Begemann aufgenommen, doch mit Rücksicht auf seine Wirtsleute nach zwei Tagen wieder fortgeschickt, Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Berlin, 14.2.1823 (GA 5, 1970, 61, Nr. 57). Bergmann schenkt der den Eltern übermittelten Version wenig Glauben.

²² Wilhelm Leberecht von Borch, geb. 17.5.1801, Dom Brandenburg, am 12.4.1820 immatrikuliert an der Berliner Universität, dort wegen „Unfleißes“ am 11.6.1823 zwangsweise exmatrikuliert, gest. 5.12.1876, Köthen, GA 5, 1970, 460, Anm. zu Nr. 64; Karl Ludwig Gründler, geb. 17.11.1798, Oderberg (Mark Brandenburg), später Kammergerichtsreferendar, als Oberregierungsrat noch 1882 in Berlin nachgewiesen; Ludwig Christian Nikolaus Gustorf, geb. 3.4.1798, Kassel, Dr. med., als Geheimer Medizinalrat 1883 in den preußischen Adelsstand erhoben, gest. 16.4.1888, Berlin; Ludwig Hundrich, Kaufmannssohn aus dem Magdeburgischen, vom 22.10.1817 bis 4.9.1819 in der juristischen Fakultät der Universität Berlin immatrikuliert, mehr nicht bekannt; August Ludwig Robert, geb. 22.8.1798, Berlin, im Oktober 1828 Kammergerichtsassessor, später selbständig, gest. 14.2.1852, Berlin. Sämtliche Angaben nach BERGMANN 1968, 343, Anm. zu Nr. 14; Friedrich von Uechtritz, geb. 12.9.1800, Görlitz, stud. Jura, Philosophie, Geschichte und Poesie in Leipzig, Ende 1821 Examen in Berlin, dort Auskultator und Referendar in der Justizverwaltung, 1828 Assessor am Landgericht in Trier, 1829 in Düsseldorf, seit 1833 Oberlandes-, später Appellationsgerichtsrat in Düsseldorf, 1858 im Ruhestand, 1863 wieder nach Görlitz, dort gest. 15.2.1875, KOSCH, Deutsches Literatur-Lexikon, Bd. 24, 3. Aufl., Zürich 2004, Sp. 237–238.

²³ Nach der detaillierten chronikalischen Übersicht von MENDE, FRITZ, Heinrich Heine. Chronik seines Lebens und Werkes, 2. Aufl., Stuttgart 1981, 24, soll Heine bereits seit Juli 1821 in diesem Kreis verkehrt haben; der dort genannte Grabbe befand sich zu dieser Zeit allerdings noch in Leipzig.

²⁴ Unter Berufung auf von Uechtritz notiert Friedrich Hebbel 1854 in seinem Tagebuch über Grabbe u.a.: „Von Heine entdeckt und in den Freundeskreis eingeführt (...)“, siehe HEBBEL, FRIEDRICH, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, bes. von WERNER, RICHARD MARIA, 2. Abt., Bd. 4: Tagebücher, 3. Aufl., Berlin 1905, 22, Nr. 5301; wieder abgedruckt bei BERGMANN 1968, 25, Nr. 19; HAUSCHILD, JAN-CHRISTOPH/WERNER, MICHAEL, „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst“. Heinrich Heine, eine Biographie, Köln 1997, 71, gehen von einer Einführung durch Heine aus; eher umgekehrt SCHÜTZE, PETER, Der junge Christian Dietrich Grabbe und Heinrich Heine, in: Grabbe-Jahrbuch 23 (2004), 27–40, hier 31.

²⁵ Christian Dietrich Grabbe an seine Eltern, Berlin, 3.8.1822 (GA 5, 1970, 42, Nr. 45).

Casinos in der Behrenstraße,²⁶ im Lesecafé von Johann Stehely in der Jägerstraße/Ecke Charlottenstraße gegenüber dem Schauspielhaus am Gendarmenmarkt²⁷ oder im „Chambre garnie“ eines der Mitglieder traf; von Borch, von Uechtritz und vor allem Köchy werden als Gastgeber genannt. Bei den abendlichen Kränzchen wurden eigene Werke zu Gehör gebracht, man las in verteilten Rollen klassische und moderne Dichtung, besprach und kritisierte Neuerscheinungen und Theateraufführungen, daneben wurden wohl Briefe und Pamphlete verfasst und allerhand Streiche ausgeheckt. Grabbe dominierte alsbald die Gesellschaft, belustigte und strapazierte die Kommilitonen mit ebenso genialen wie skurrilen Einfällen; dass man sich auf seiner „Kneipe“ traf, ist angesichts der

geschilderten Situation unwahrscheinlich. Heine distanzierte sich schnell von den namentlich genannten „Herren“ in einem süffisanten Schreiben an von Borch vom 19. Januar 1823; Grabbe kommt darin noch vergleichsweise glimpflich davon.²⁸ Nach von Uechtritz könnte sein „Zirkel“, in dem er sich sehr wohl fühlte, für einen Studienanfänger recht gefährlich werden, denn „es sind zum Theil unendlich leichtsinnige Menschen“ darin, „und umso verführerischer, weil sie dabei sehr liebenswürdig sind“, schrieb er an seine Eltern.²⁹ Doch angesichts der quellen nah verfassten und damals (1855) jüngst erschienenen Grabbe-Biographie von Karl Ziegler, der die Schöngesteister in Berlin mit Attributen wie „Zügellosigkeit“ und „geniale Liederlichkeit“ versieht,³⁰ beteuerte Friedrich von Uechtritz über 30 Jahre später, dass bei allem jugendlichen Übermut die Grenzen wohl nie überschritten worden seien, obwohl „es auch sehr lockere Gesellen in dem Kreise gab“. Schwelgereien und Ausschweifungen wies er zurück, das ließen schon die klammen Geldbeutel nicht zu, und nur an einen Abend in einem Berliner Weinkeller – wahrscheinlich bei Lutter & Wegner – mochte er sich erinnern; der endete allerdings in einem Trinkgelage.³¹

Außer Heine hatten es aus dem Berliner studentischen Zirkel nur Friedrich von Uechtritz und Karl Köchy geschafft, früh mit einem literarischen oder literaturtheoretischen Werk an die Öffentlichkeit zu treten. Während von Uechtritz, der auch in Rahel von Varnhagens Salon

²⁶ Heinrich Laube (1806–1884), namhafter Vertreter des Jungen Deutschland, kannte die Vorgänge nur vom Hörensagen und hat diese novellistisch verarbeitet: „Des Abends ging Heine (...) oft in's alte Casino, das heißt in's alte alte, nicht in's neue alte, und auch nicht in's Casino, sondern nur in das Haus, wo das Casino war, und wo es noch andere Zimmer gab (...); ein anderer Theil der anderen Zimmer war der Sammelpunkt junger Genies (...). Das Haus war sehr vielseitig gebildet, und lag auf der Behrenstraße“, es folgt eine anschauliche Schilderung des Treibens der jungen Gesellschaft, siehe LAUBE, HEINRICH, Neue Reisenovellen, Bd. 1, Mannheim 1837, 344–372, zunächst anonym erschienen unter dem Titel „Das Casino auf der Behrenstraße“, in: *Mitternachtzeitung für gebildete Stände*, 1836, Nr. 35 vom 17.3.; in Auszügen bei BERGMANN 1968, 27f., Nr. 22.

²⁷ Die Konditorei mit Lesecafé Stehely, die 1820 eröffnet wurde und sich mit zahlreichen Zeitungs- und Zeitschriftenabonnements schnell zu einem Mittelpunkt des literarischen Lebens und zu einer Börse der politischen Kommunikation etablieren konnte, ist zeitnah beschrieben bei JACOBY, JOEL (JOHANN), *Bilder und Zustände aus Berlin*, Bd. 2, Berlin 1833, 171–194; desgleichen bei SASS, FRIEDRICH, *Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung 1846*, neu hrsg. u. mit einem Nachw. versehen von HEIKAMP, DETLEF, Berlin 1983, 51–56; vgl. ferner HEILBORN, ADOLF, *Alt-Berliner Konditorei-Allerlei*, Berlin 1930, 21–29; BERNHAGEN, WOLFGANG, *Die Konditorei Stehely*, in: VII. Generalversammlung des ICONOMOS in Rostock und Dresden 1984 (Miniaturen zur Geschichte, Kultur und Denkmalpflege Berlins; 18) Berlin 1985, 54–71; zuletzt RASCH, WOLFGANG, *Stehely, Konditorei und Lesekabinett in der Berliner Charlottenstraße*, Gutzkows Werke und Briefe. Kommentierte digitale Gesamtausgabe, hrsg. vom Editionsprojekt Karl Gutzkow. Gutzkow-Lexikon, Stand: 2001 (<http://projects.exeter.ac.uk/gutzkow/GuLex/stehely.htm>). Einen Einblick in das Interieur vermittelt das „Rote Zimmer“ im Café Stehely, vgl. VOLKMANN, BARBARA (Red.), *Berlin zwischen 1798 und 1848. Facetten einer Epoche. Ausstellung der Akademie der Künste (Akademie der Künste/Akademie-Katalog; 132)* Berlin 1981, 180, Kat.-Nr. 1.184. – Von einem derben Zusammentreffen zwischen Grabbe und Heine „bei Stehely“ berichtet LAUBE 1837, 356f.; Grabbe wusste, welche Zeitungen dort auslagen, als er Ludwig Gustorf bat, ihm einen Artikel aus dem „Merkur“ „bei Steheli“ herauszureißen, Christian Dietrich Grabbe an Ludwig Christian Gustorf, Dresden, Mitte April, 1823 (GA 5, 1970, 72, Nr. 64, zu Stehely, 459f., Anm. zu Nr. 64). Dass das Herausreißen aus Journalen bei Stehely nichts Außergewöhnliches gewesen ist, berichtet BERGMANN 1968 für 1830, 460.

²⁸ HEINE, HEINRICH, *Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe*, Bd. 20: Briefe 1815–1831, Berlin 1970, 67, Nr. 43; auszugsweise bei BERGMANN 1968, 19f., Nr. 14. – SCHÜTZE 2004, 32, vermutet, dass Heine den „Kasino“-Kreis nur Grabbes wegen aufgesucht hat.

²⁹ Friedrich von Uechtritz an seine Eltern, Berlin, 23.11.1821 und 3.1.1822 (Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz, wie Anm. 17, 30, 32).

³⁰ ZIEGLER, KARL, *Grabbes Leben und Charakter*, Hamburg 1855 (Faksimiledruck, mit einem Nachw. von KOPP, DETLEV u. VOGT, MICHAEL, Bielefeld 2009), 47–50.

³¹ Friedrich von Uechtritz an Friedrich Heibel, Düsseldorf, 17.5.1855 (HEBEL, FRIEDRICH, *Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen*, hrsg. von BAMBERG, FELIX, Bd. 2, Berlin 1892, 216–219; in Auszügen bei VON WERNER, MICHAEL (Hg.), *Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen, 1797–1846*, Bd. 1, Hamburg 1973, 68, Nr. 61); vgl. auch STEITZ, WILHELM, *Friedrich von Uechtritz als dramatischer Dichter. Ein Beitrag zur Literatur- und Theatergeschichte der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts*, Görlitz 1909, 10–11.

sowie in gelehrten und aristokratischen Kreisen verkehrte, 1822/23 mit einer von Schiller, Tieck und Shakespeare beeinflussten Dramentrilogie debütierte,³² hatte sich Köchy bereits ein Jahr zuvor als Zweiundzwanzigjähriger mit der kleinen Schrift „Über die deutsche Bühne“ einen Namen gemacht.³³ Darin setzte er sich für eine Reform der Schauspielkunst und vor allem für eine gute Ausbildung und damit höhere Anerkennung der Schauspieler ein. Dem deklamatorischen Stil der Weimarer Schule erteilte er eine Absage zu Gunsten der „Natürlichkeit und Vertiefung des Charakters gemäß der schauspielerischen Individualität“ (BAUER). Uechtritz und Köchy scheinen neben dem exzentrischen Grabbe die literarische Substanz in den Kreis eingebracht zu haben. Von den beiden ersteren wird berichtet, dass sie zu sich einluden, neue Literatur vorlasen und in verteilten Rollen Klassiker vortrugen,³⁴ und folgt man der novellistischen Darstellung Laubes, so besaß Köchy ein „portatives Theater“, mit dem er Holberg, Shakespeare und Parodien aufführte. Unter

diesem transportablen Theater ist vermutlich eines der Papiertheater zu verstehen, wie sie sich gerade in der Biedermeierzeit aber auch später aufgrund der allgemeinen Theaterbegeisterung in den Salons ebenso wie in den bürgerlichen Wohnzimmern großer Beliebtheit erfreuten und deren Repertoire sich in der Regel an den Spielplänen der zeitgenössischen Bühnen orientierte.³⁵

Neben Grabbe nimmt Karl Köchy in der Bleistiftzeichnung Herbert Königs die zentrale Position ein; auf ihn ist die festgehaltene Szene zurückzuführen. Köchy war zwei Jahre älter als Grabbe und kam aus Braunschweig; dort wurde er am 26. Oktober 1799 geboren.³⁶ Gemeinsam hatte er in der Stadt an der Oker mit Heinrich Hoffmann von Fallersleben das Gymnasium Katharineum besucht und sich im Wintersemester 1817 in Göttingen für das Fach Jura immatrikuliert; 1820 wechselte er nach Berlin, wo er sich allerdings mehr der Kunst und Philosophie zuwandte. 1823 kehrte er nach Braunschweig zurück, wurde im gleichen Jahr in Marburg zum Dr. phil. promoviert, ließ sich bald darauf in

³² Bereits in Leipzig hatte von Uechtritz neben einigen Zeitschriftenbeiträgen ein Jugenddrama „in tyrannos“ verfasst, das sich dem grausamen und wollüstigen Galeazzo Maria Sforza († 1476), Herzog von Mailand, widmet; in Berlin riet ihm Köchy zur Überarbeitung des Manuskriptes, doch blieb das Werk ungedruckt, vgl. HITZIG, JULIUS EDUARD, Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, Berlin 1826 (Nachdr. Leipzig 1973), 286; STEITZ 1909, 28–31; Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz (wie Anm. 17), 30–31; 1823 erschienen die Trauerspiele „Chrysostomus“ (Brandenburg: Wiesike, 1823, 296 S., nach STEITZ 1909, 31 Anm. 2, bereits 1822 gedruckt) und „Rom und Spartacus“ sowie „Rom und Otto der Dritte“ (Trauerspiele, Berlin: Herbig, 1823, 242 S.), dazu STEITZ 1909, 31–47; später folgten noch sechs weitere Dramen sowie zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichte; vgl. MEYER, CURT, Die Romane von Friedrich von Uechtritz (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte; 26) Breslau 1911, ferner MENDHEIM, MAX, Uechtritz, Peter Friedrich von, in: ADB 39 (1895), 125–126; KEIM, HEINRICH W., Beiträge zur Düsseldorfer Theatergeschichte, 1 (Pempelfort; 25), Düsseldorf 1927, 45–63; KOSCH 2004, Sp. 237–238.

³³ KÖCHY, KARL, Ueber die deutsche Bühne, Berlin: Duncker & Humblot, 1821, 80, 12 S. – Heine äußert sich anerkennend zu dieser „sehr gehaltenen Schrift“ im dritten seiner „Briefe aus Berlin“ vom 7. Juni 1822, HEINE, HEINRICH, Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke (Düsseldorfer Ausgabe; 6), bearb. von HERMAND, JOST, Hamburg 1973, 50.

³⁴ Friedrich von Uechtritz an Friedrich Hebbel, Düsseldorf, 17.5.1855: „Köchy oder ich lasen irgend etwas Neuerschienenes von Tieck, Immermann usw. oder auch das Werk eines älteren Dichters vor; auch wurde wohl Shakespeare mit vertheilten Rollen gelesen.“ (HEBBEL 1892, 218); Köchy las von Uechtritz’ „Galeazzo Sforza“ vor, Uechtritz Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, STEITZ 1909, 11; noch 1834 erinnerte sich Grabbe daran in einem Brief an Karl Immermann, Düsseldorf, 10.12.1834 (GA 6, 1973, 105, Nr. 486): „Uechtritz, der

in Berlin so gut gewesen, mein Lustspiel vorzulesen, muß wissen ...“ – Auch Heine lobt von Uechtritz’ „Chrysostomus“, von dem er Stellen daraus gehört habe, „die des größten Meisters würdig sind“ (HEINE 1973, 51). – MENDE 1981, 29, spricht sogar gelegentlich vom „Köchy-Kreis“.

³⁵ Vgl. RÖHLER, WALTER, Große Liebe zu kleinen Theatern. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Papiertheaters, Hamburg 1963; REISSMANN, BÄRBEL, Das Papiertheater als Spiegel der Theatergeschichte im Biedermeier, in: Museumsjournal 7 (1993), 84–85; WEILER-STREICHSBIER, DORIS (Hg.), „Es ist nichts, nur Papier, und doch ist es die ganze Welt“. Papiertheater aus der Sammlung Helge Schenstrom (Kataloge des Landesmuseums Oldenburg; 10) Oldenburg 1998; SIEFERT, KATHARINA, Papiertheater – Die Bühne im Salon. Einblicke in den Sammlungsbestand des Germanischen Nationalmuseums. Begleitpublikation zur Ausstellung „Theaterdonner“, Nürnberg 2002. – Wie man sich die Kostüme und Dekorationen vorzustellen hat, zeigt GARDE, GEORGE, Theatergeschichte im Spiegel der Kindertheater. Eine Studie in populärer Graphik, Kopenhagen 1971, 73–87 (Shakespeare), 257f. und öfter (Holberg).

³⁶ Zu Karl Köchy vgl. KÜRSCHNER, J., in: ADB 16 (1882), 414–415; BAUER, CONSTANTIN, Karl Köchy, in: SPIERO, HEINRICH (Hg.), Wilhelm Raabe und sein Lebenskreis. Festschrift zum 100. Geburtstag des Dichters, Berlin-Grunewald 1931, 72–78; STEINACKER, KARL, Abklang der Aufklärung und Wiederhall der Romantik in Braunschweig (Braunschweiger Werkstücke; 10), Braunschweig 1939, 102–104; KOSCH, WILHELM, Deutsches Theater-Lexikon, Klagenfurt 1960, 1043; BERGMANN, in: GA 5, 1970, Anm. zu Nr. 62, 454–457; KOSCH, WILHELM, Deutsches Literatur-Lexikon, Bd. 9, 3. Aufl., Bern 1984, Sp. 48; ROSE, EBERHARD, Köchy, Karl, in: JARCK, HORST-RÜDIGER (Hg.), Braunschweigisches biographisches Lexikon, 19. und 20. Jahrhundert, Hannover 1996, 333.

Wolfenbüttel examinieren und war zunächst in seiner Heimatstadt als Anwalt tätig. Dem Herzoglichen Hoftheater in Braunschweig, das seit 1818 unter der Leitung des Bühnen- und Romanschriftstellers August Klingemann stand, einer der führenden Persönlichkeiten des deutschen Theaterlebens,³⁷ scheint er von Anfang an besonders verbunden gewesen sein, denn er besuchte dessen Aufführungen regelmäßig, verfasste Theaterkritiken und schrieb kleine Bühnenstücke. Mit den „Horen“ und den „Arabesken“ gab er zwei Literatur- und Theaterzeitschriften heraus, denen jedoch nur kurze Lebensdauer beschieden gewesen ist. Nach Aufgabe seiner Anwaltskanzlei folgte er 1830 für kurze Zeit seinem Freund, dem Braunschweiger Schauspieler und Theaterregisseur August Haake, nach Mainz; dieser hatte ein Jahr zuvor das dortige Großherzoglich-Hessische Hoftheater als Intendant übernommen. Der gemeinsame Versuch, mit Köchy als Kritiker, Dramaturg und Instrukteur ein Theater nach dem Vorbild Klingemanns aufzubauen, blieb Episode.³⁸ Schon 1831 wurde Köchy nach Klingemanns Tod an das Theater in Braunschweig berufen und wirkte dort, da die Stelle des Generaldirektors aus Kostengründen unbesetzt blieb, zunächst als Theaterdichter und Sekretär, später als Intendanturrat, Oberregisseur und Dramaturg bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1856.³⁹ Unter Köchys Regie soll besonders das Schauspiel zu erstaunlicher Blüte gelangt sein, als Zeitschriftenredakteur und Verfasser poetischer und dramatischer Werke, einer Novelle und

Gedichten erreichte er einen überschaubaren Bekanntheitsgrad; schon bei den Zeitgenossen galt der besonders von Heine beeinflusste Dichter als „der letzte Ritter der Romantik“. Später zog er sich nach Weimar zurück, ging dann nach Leipzig, wo er am 11. Mai 1880 starb.

Grabbe dürfte im August 1822 Köchys Bekanntschaft gemacht haben. Ob er ähnlich dem zuvor gleichfalls von Leipzig nach Berlin übergesiedelten von Uechtritz eine Empfehlung an ihn mitgebracht hat,⁴⁰ kann nicht ausgeschlossen werden. Köchy wohnte nicht weit von der Universität und von Grabbes Unterkunft entfernt in der Behrenstraße. Und es ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich sein(e) Chambre(s) garnie(s) in eben jenem Hause des Casinos befunden haben, „wo sich gewöhnlich eine Gesellschaft junger Leute versammelt“ hat,⁴¹ und von dem Laube so beredt zu berichten weiß. Vermutlich hat nicht das Casino selbst, sondern Köchys Wohnung im gleichen Hause den Treffpunkt ausgemacht. Aus der gemeinsamen Berliner Zeit sind keine Quellen bekannt, die die Beziehungen der beiden Studiengenossen unmittelbar beleuchten. Ein recht spätes Zeugnis, das sich allerdings vorzüglich in die von Herbert König zeichnerisch festgehaltene Szene einpassen lässt, verdanken wir dem Bibliophilen, Lyriker und Literaturhistoriker Eduard Grisebach. Im Abriss über „Grabbe's Leben“ im Rahmen seiner vierbändigen Werkausgabe des Dichters berichtet dieser von einem „unvergesslichen Abend“ mit Köchy in Berlin im Jahre 1869. Bei dieser Gelegenheit soll der mittlerweile im 70. Lebensjahr stehende frühere Studienkollege Grabbes nicht nur von Heines Urteil über den „Gothland“ erzählt haben, sondern auch davon, dass „er einmal im Winter Grabbe besucht und ihn im ungeheizten Zimmer im Bette liegend gefunden habe“. Auf die Frage, warum er denn nicht Holz zum

³⁷ Über Klingemanns bühnentheoretische Vorstellungen vgl. jüngst HILGER VON GAERTRINGEN, JULIA, Kanonenstyl und Mädchendiscount. Zwei Neuerwerbungen für das Lippische Literaturarchiv, in: Grabbe-Jahrbuch 24 (2005), 43–64, hier 54–60, mit weiterführender Literatur.

³⁸ Zu Haake und dem Mainzer Theater vgl. WALZ, GÜNTER, Die Geschichte des Theaters in Mainz. Ein Rückblick auf 2000 Jahre Bühnengeschehen, Mainz 2004, 34–37. – Die kleine Schrift „Über die deutsche Bühne“ hatte Köchy seinem Freund Haake gewidmet.

³⁹ Köchys Wirken am Theater in Braunschweig behandeln vor allem HARTMANN, FRITZ, Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte, Wolfenbüttel 1905, 448–456, 469–473, 501–510, 526–530 und öfter; EL-SINGER, RALF, Das Hagenmarkt-Theater in Braunschweig (1690–1861) (Braunschweiger Werkstücke; 29), Braunschweig 1990, 243–250 und öfter. – Die gedruckten Spielplanverzeichnisse für das Herzogliche Hoftheater verzeichnet SCHUSTER, RALF S., Gedruckte Spielplanverzeichnisse stehender deutscher Bühnen im Ausgang des 18. Jahrhunderts bis 1896 (Europäische Hochschulschriften; 300; Theater- Film- und Fernsehwissenschaften; 21), Frankfurt/Main 1985, 153–155.

⁴⁰ STEITZ 1909, 10.

⁴¹ Friedrich von Uechtritz an seine Eltern, Berlin, 23.11.1821: „Er [sc. Köchy] wohnt am Ende der Behrenstraße, wo sich gewöhnlich (...) versammelt“ (Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz, wie Anm. 17, 30); Laube wohnte selbst zeitweilig in der Behrenstrasse, vgl. u.a. den schönen Aufsatz von NELLNER, KLAUS, Heinrich Laube und Detmold. Zu einer Ausstellung der Lippischen Landesbibliothek, in: Heimatland Lippe 77 (1984), 340–347.

Heizen kaufe, habe Grabbe auf chronischen Geldmangel verwiesen und sei von ihm daraufhin aufgefordert worden, doch die silbernen Löffel, die auf dem Tisch lagen, zu versetzen.⁴² Während Alfred Bergmann wahrscheinlich machen konnte, dass sich die Geschichte mit den Löffeln wohl etwas anders dargestellt hat,⁴³ so dürfte die Erinnerung Köchys an einen Besuch in Grabbes ungeheiztem Zimmer durchaus ihre Entsprechung in der fast 20 Jahre zuvor zu Papier gebrachten Bleistiftzeichnung Königs finden, mithin lag der Darstellung auf dem bescheidenen Blatt eine wahre Begebenheit und nicht freie Phantasie zu Grunde; dass Grabbe in der Rückschau des alternden Köchy im Bette lag, die Zeichnung ihn aber auf dem Fußboden auf einem Teppich oder anderen Unterlage hocken ließ, dürfte eher nebensächlich sein.

Unmittelbar hat sich Grabbe weder in Berlin noch später über Köchy geäußert, doch darf man annehmen, dass sein Urteil ähnlich dem der Studiengenossen ausgefallen sein dürfte. Zum Beispiel bezeichnete von Uechtritz den Freund als geistreichen Menschen, dem er manche Anregung verdankte, darüber hinaus ergötzte ihn dessen „bedeutendes mimisches Talent“ und er prognostizierte, dass dieser ein „guter Komiker im besten Style“ werden könne. Besonders hatte ihn allerdings die „vorzügliche Schrift über die deutsche Bühne“ beeindruckt.⁴⁴ Damit stand er nicht allein, denn auch Heine hatte sich in einem seiner „Briefe aus Berlin“ ausgesprochen positiv zu der „gehaltreiche(n) Schrift über die Bühne“ verbreitet. Erwartungsvoll sah der sonst so kritische Kopf dem Erscheinen von Köchys Gedichten entgegen und beschrieb diese mit dem Satz: „Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte echte Poesie“.⁴⁵ Uneingeschränkte

Anerkennung für den Kommilitonen spricht aus den Worten: „daß ich ihn für einen wirklichen Dichter haltend, ihm die Rechte eines solchen gegen mich gestattete“, mit denen er sein Verhältnis zu Köchy selbst noch in der Distanzierung zu dem Berliner Kreis beschrieben hat.⁴⁶

Die wenigen überlieferten Briefe zwischen Köchy und Grabbe, die in der Folgezeit gewechselt wurden, weisen darauf hin, dass beide eine herzliche Zuneigung, die Begeisterung für das Theater sowie die gegenseitige Anerkennung der poetischen Leistung verbunden hat. Kaum hatte Grabbe Anfang März 1823 Berlin verlassen, war Köchy bemüht, seinem Freund für ein Engagement am Theater in Kassel den Weg zu bereiten. Dem ihm aus Braunschweig bekannten dortigen Schauspieler und Regisseur Karl Georg Gassmann gegenüber rühmte er in einem Empfehlungsschreiben vom 19. März noch von Berlin aus das große Talent Grabbes als Verfasser von Trauer- und Lustspielen sowie als Schauspieler.⁴⁷ Mit den Worten „seine Bildung ist umfassend, seine künstlerischen Kräfte eminent, und er wählt den Stand des Schauspielers, weil er (...) diesen am vorzüglichsten schätzt“, versuchte er, Grabbe theaterfähig zu machen,



Abb. 3: Christian Dietrich Grabbe, Bleistiftzeichnung von Theodor Hildebrandt, Düsseldorf, Mai 1835. – LLB Detmold, GA B 317.

⁴² GRABBE, CHRISTIAN DIETRICH, *Sämtliche Werke*, hrsg. mit textkrit. Anhängen u. der Biographie des Dichters von GRISEBACH, EDUARD, Bd. 1–4, Berlin 1902, hier Bd. 4, IX–X.

⁴³ BERGMANN 1926, 62–63.

⁴⁴ Friedrich von Uechtritz an seine Eltern, Berlin, 23.11.1821 (Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz, wie Anm. 17, S. 30–31).

⁴⁵ HEINE 1973, 50.

⁴⁶ HEINE 1970, 67, Nr. 43; BERGMANN 1968, 20, Nr. 14.

⁴⁷ Karl Köchy an Karl Georg Gassmann, Berlin, 19.3.1823 (LLB Detmold, GA Ms 451; BERGMANN 1968, 20, Nr. 15). – Karl Georg Eduard Gassmann (1779–1854) stammte aus Hannover, spielte an verschiedenen deutschen Bühnen, darunter 1814–1820 und 1827–1850 in Braunschweig, 1820–1826 war er am Kurfürstlichen Hoftheater in Kassel tätig, vgl. KOSCH 1960, 524f.; über das Theater in Kassel in dieser Zeit unterrichteten ENGELBRECHT, CHRISTIANE, *Theater in Kassel. Aus der Geschichte des Staatstheaters Kassel von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Kassel, 1959, 118–126; LEBE, REINHARD, *Ein deutsches Hoftheater in Romantik und Biedermeier. Die Kasseler Bühne zur Zeit Feiges und Spohrs*, Kassel 1964, 55–151.

doch hat dieser von dem wohlmeinenden Versuch keinen Gebrauch gemacht. Noch im April sandte ihm Köchy mindestens zwei Briefe, deren Inhalt wir nicht kennen,⁴⁸ und wäre ihm am liebsten nach Dresden nachgereist, als diese ihn nicht erreichten. So berichteten Gustorf, Gründer und Robert aus Berlin und schrieb Köchy selbst in einem inhaltsreichen Brief vom 24. Juli.⁴⁹

Namentlich der letztgenannte Brief bedeutet ein schönes Beispiel der Freundschaft, die die beiden verbunden haben muss, denn Köchy vermisste die Kommilitonen in Berlin und besonders Grabbe und bedauerte, dass man „solange man beisammen ist, (...) es einander selten (sagt), wie man sich schätzt und liebt.“ Und er legt Grabbe nahe, mit einer Empfehlung Tiecks in der Tasche um Anstellung am Braunschweiger Theater nachzusuchen, die ihm nach seiner Auffassung „sogleich in Engagement und anständiges Gehalt bringen“ würde. Auch bietet er sich als Mittelsperson an und ist bereit, „aufs neue“ mit Klingemann darüber zu verhandeln; offenbar hatte er sich bereits zuvor für Grabbe, dessen Verweilen in Dresden ihm Rätsel aufgab, bei jenem verwendet. Nach der Ausbreitung eigener literarischer Pläne, der Bitte um Rücksendung seiner Gedichte und Neuigkeiten aus dem Theater- und Literaturbetrieb schließt er beinahe händeringend: „Wenn Sie doch auch etwas für das Theater lieferten! wie leicht wäre der Erfolg hier, bei Tiecks Verwendung.“ Köchy hat die schauspielerischen Fähigkeiten Grabbes weit überschätzt: vertrauter Umgang, Sympathie und Sorge um das Schicksal des Freundes haben ihm offenbar den objektiven Blick verstellt. Tieck äußerte sich geradezu erschüttert über Grabbes unrealistische Selbsteinschätzung als Schauspieler, und Klingemann, bei dem Grabbe auf seine Empfehlung hin im August 1823 in Braunschweig vorsprach, konnte sich im Grunde dessen abschlägigem Urteil nur anschließen.⁵⁰ Vielleicht ist es

neben Tiecks auch Köchys Fürsprache zu verdanken gewesen, dass Klingemann ihm zumindest das Manuskript von „Nannette und Maria“ für 30 Reichstaler abkaufte, so dass er nicht völlig mittellos Ende August wieder bei seinen Eltern in Detmold anlangte. Seine Verbindung zu Tieck und die Briefe Köchys, auf deren Nutzen er hoffte,⁵¹ haben ihm nicht zu dem herbeigesehnten Durchbruch auf der Bühne verhelfen können. Als Köchy ihm im Februar des folgenden Jahres der Überlieferung nach letztmalig schrieb, ging es im Wesentlichen um ein ursprünglich gemeinsam konzipiertes Historiendrama „Heinrich von Braunschweig“ sowie seine beruflichen Vorstellungen, die zwischen Advokatur und Theater pendelten. Dass gerade in dieser Frage bei dem völlig in der Luft hängenden Grabbe um Rat nachgesucht wurde, zeigt einerseits, wie wenig souverän Köchy mit der eigenen Situation umzugehen verstand, andererseits wird einmal mehr deutlich, wie sehr er Grabbe verkannt haben muss.⁵² Damit schließt die uns bisher geläufige Verbindung. Grabbe und Karl Köchy haben sich nicht wieder gesehen, und von dem „regen (leider verloren gegangenen) Briefwechsel“ der beiden, den Perger erwähnt, haben sich bisher keine Spuren aufgetan.⁵³ Die ehemaligen Berliner Studienkollegen und allen voran Ludwig Gustorf leisteten Grabbe bekanntlich zu Beginn des Jahres 1824 einen letzten Freundschaftsdienst, indem sie ihm verschiedene Testate und ein Abgangszeugnis der Universität Berlin verschafften, so dass er sich am 14. Februar bei der Fürstlich Lippischen Regierung zum juristischen Examen anmelden konnte. Nach Abfassung der Proberelation und der bestandenen mündlichen Prüfung, mit der er „in die Zahl der expectivirten Advocaten aufgenommen“ wurde,⁵⁴

⁴⁸ Otto Höpffner an Christian Dietrich Grabbe, Leipzig, 4.4.1823 (GA 5, 1970, 70, Nr. 62).

⁴⁹ Ludwig Gustorf an Christian Dietrich Grabbe, Berlin, 24.4.1823 (GA 5, 1970, 73, Nr. 65); Karl Köchy an Christian Dietrich Grabbe, Braunschweig, 24.7.1823 (ebenda, 87, Nr. 73).

⁵⁰ Mit Abdruck des diesbezüglichen kurzen Briefwechsels zwischen Tieck und Klingemann vgl. HILLER VON GAERTRINGEN 2005, 50–55.

⁵¹ Christian Dietrich Grabbe an Ludwig Gustorf, Detmold, September 1823 (GA 5, 1970, 94, Nr. 77).

⁵² Karl Köchy an Christian Dietrich Grabbe, Braunschweig, 16.2.1824 (GA 5, 1970, 103–105, Nr. 82).

⁵³ PERGER 1907/1908, 137.

⁵⁴ Fürstlich Lippische Regierung an Christian Dietrich Grabbe, Detmold, 2.6.1824 (GA 5, 1970, Nr. 87, 108); BERGMANN, ALFRED, Advokat Grabbe, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 41 (1972), 181–190.

hatte seine mit Höhen und Tiefen durchsetzte Studienzeit ihr Ende gefunden.

Nach dem Künstlersignet auf der Bleistiftzeichnung hat Herbert König die „Scene“ am 17. September 1847 in Braunschweig nach Köchys Erinnerung festgehalten. Sein Aufenthalt in dieser Stadt wird von anderen Zeugnissen bisher nicht bestätigt, doch ist vorstellbar, dass er im Zuge seiner schauspielerischen Tätigkeit, die ihn nach Norddeutschland und namentlich nach Hamburg geführt hat, in Braunschweig vorübergehend von Köchy am Hoftheater verpflichtet worden ist oder er mit einer durchreisenden Schauspieltruppe eine Gastrolle gespielt hat. Die in Braunschweig reichlich überlieferten Theaterzettel verzeichnen seinen Namen für den besagten Zeitraum offenbar nicht.⁵⁵ Der Zeichner, Karikaturist und Maler Herbert (Heribert) König stammte aus Dresden, er wurde dort im Jahre 1820 geboren und starb in der Nähe der Elbmetropole in Niederlöbnitz am 13. Juni 1876.⁵⁶ Ursprünglich hatte er wohl ein Studium begonnen, sich aber später als Schauspieler, Dichter und Regisseur durchgeschlagen. In seiner 1875 veröffentlichten kurzen autobiographischen Skizze schweigt er sich über seine frühen Jahre aus, ohne zu verheimlichen, dass diese wenig von Erfolg gekrönt gewesen waren.⁵⁷ 1848 gelangte er nach München, arbeitete u.a. für die „Fliegenden Blätter“ und die „Hauschronik“, einige Jahre darauf in Leipzig für die „Gartenlaube“ und die „Illustrierte Zeitung“ sowie in Berlin für den „Kladderadatsch“ und die „Berliner Illust-

rierte Montagszeitung“. Von 1861 an ließ er sich in Dresden nieder und hielt in den Kriegen 1866 und 1870/71 die Schrecken, das Elend in den Lazaretten in einer Reihe von Aquarellen fest. Obwohl künstlerischer Autodidakt fanden seine Zeichnungen aus dem Schauspielermilieu, seine Motive aus Bürgertum und Demimonde sowie die genannten Aquarelle erheblichen Anklang und begründeten seinen Ruhm.

Das Blatt mit Köchy und Grabbe steht etwa am Anfang seines künstlerischen Oeuvres. Ein anderes Bildnis Köchys ist bisher nicht bekannt geworden. Sicher kann man davon ausgehen, dass er diesen, vielleicht ein wenig jugendlicher, so doch recht realistisch wiedergegeben hat; die Zeichnung bedeutet damit wahrscheinlich die einzige bildliche Wiedergabe des Braunschweigers überhaupt. Sein Konterfei deckt sich erstaunlich mit einer zeitlich nicht weit entfernten Charakteristik, die geradezu der festgehaltenen Szene entsprechen könnte; denn da heißt es: „Doctor Karl Köchy trat alsbald in das Zimmer; eine elegante, schlanke Figur mit blondem, glattem Haar, das, an den Enden geringelt, die Schläfen bedeckt mit schmalem, quer über die Backen laufendem Barte, ein längliches, rötliches Gesicht umfaßt. – Ein, beim ersten Erscheinen, sogleich mächtig anziehendes Wesen, welches Humanität, Sinnigkeit und Wöhnlichkeit ausdrückt, liegt in Gesicht und Bewegung, eine vornehme, aber natürliche Vertraulichkeit, eine poetische Tiefe, die aus den seelenvollen, hellen Augen schimmert“.⁵⁸ Die Kleidung Köchys – Gehrock mit Weste und Tuch, hoher Zylinder, schon etwas weiter geschnittene Hose und schmale Schuhe – entsprach der gängigen

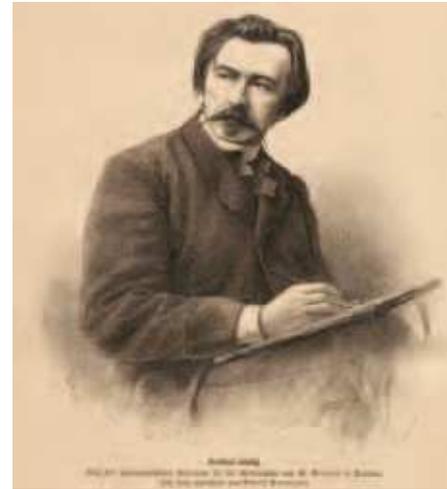


Abb. 4: Herbert König, Holzstich von Adolf Neumann nach einem Foto für die Gartenlaube von W. Berndt, 1875. – LLB Detmold, V 35.4°-1875, 18, S. 304.

⁵⁵ Freundliche Mitteilung des Stadtarchivs Braunschweig vom 22.12.2010; vgl. auch EISINGER, RALF, Braunschweiger Theaterzettel, 1711 bis 1911 (Literarische Vereinigung Braunschweig, Bibliophile Schriften; 37) Braunschweig 1990.

⁵⁶ Über ihn vgl. HOLLAND, HYACINTH, König, Heribert, in: ADB 16 (1882), 514–515; THIEME-BECKER, Bd. 21, 1927, 153; RIES, HANS, Illustration und Illustratoren des Kinder- und Jugendbuchs im deutschsprachigen Raum 1871–1914, Osnabrück 1992, 654; FLEMIG, KURT, Karikaturisten-Lexikon, München 1993, 151.

⁵⁷ KÖNIG, HERBERT, Ein Autodidakt, in: Die Gartenlaube (1875), Nr. 18, 303–305; vgl. auch die zeitgenössische biographische Skizze von ELVERS, A. T., Herbert König, eine Skizze, in: Über Land und Meer 23 (1870), Nr. 16, 303–306; Nachruf unbekannter Provenienz (Zeitungsausschnitt), vermutlich Juni 1876, signiert „C. Clß.“ im Stadtarchiv Braunschweig, G IX 23:38 (Nachlass Friedrich Gerstäcker).

⁵⁸ HENCKE, K. L. [d.i. HERMANN KLENCKE], Daguerreotypen und Chaussee-Gestalten, Bd. 1, Leipzig 1841, 136; Laubes frühe Charakteristik Köchys geht auf dessen äußere Erscheinung leider nicht ein, vgl. LAUBE, HEINRICH, Moderne Charakteristiken, Bd. 2, Mannheim 1835, 103–120.

Herrenmode der späten Biedermeierzeit und lässt sich kaum zeitlich näher einordnen.

Grabbe, den anderen Porträtierten, hat Herbert König nie von Angesicht sehen können. Da er ihn ausgesprochen trefend wiedergegeben hat, darf man sicher sein, dass Köchy über bildliche Vorlagen verfügt hat, an denen sich König orientieren konnte. Sofern es sich dabei nicht um verschollene Zeichnungen oder Silhouetten aus der Berliner Zeit gehandelt hat, dürften in erster Linie die 1847 vervielfältigt bzw. im Druck vorliegenden Bildnisse Grabbes in Frage kommen. Sie alle basieren auf den vier zu Lebzeiten Grabbes 1835–36 in Düsseldorf von Künstlern der dortigen Kunstakademie geschaffenen Porträts: eine Kreidezeichnung des Historien- und Genremalers und späteren Fotopioniers Wilhelm Pero

Größte Ähnlichkeit zu Königs Skizze weist sicher die Bleistiftzeichnung Hildebrandts auf, die um 1843 von unbekannter Hand die nachträgliche Beschriftung „Der Dichter Grabbe von meinem Freunde Hildebrandt in Düsseldorf aus dem Gedächtnisse gezeichnet im Mai 1835“ erhalten hat. Ob König allerdings dieses Blatt, dem hoher künstlerischer Rang zugesprochen wird, je vorgelegen hat, bleibt verborgen.⁶⁰ Köchy wird das Nötige dazu getan haben, das Konterfei des Studienfreundes und dessen Lebensumstände in Berlin so zu beschreiben, dass Herbert König imstande war, die realitätsnahe Szene zeichnerisch umzusetzen, und das ist ihm zweifellos in ansprechender Weise gelungen.

Wie eingangs bemerkt, war der Zeichnung Königs ein Notizstreifen beigelegt, der über die Provenienz des Stückes

Herbert König: Der junge Grabbe in Berlin...
Kopie aus dem Notizbuch von König, Februar 1904
Veröffentlicht in der Zeitschrift f. Kunstgeschichte Juli 1904

Abb. 5: Notizstreifen zur Zeichnung von Herbert König, LLB Detmold, GA B 374.

(1808–1862), eine nur als Lithographie überlieferte Zeichnung des mit Grabbe befreundeten Genre- und Porträtmalers Wilhelm Heine (1813–1839) sowie zwei Bleistiftzeichnungen des ebenfalls zur Düsseldorfer Malerschule zählenden Historien- und Porträtkünstlers Theodor Hildebrandt (1804–1874).⁵⁹

aufklärt. Danach hatte der Zeichner das Blatt wohl unmittelbar nach Fertigstellung an Köchy verschenkt, von dem es später an Eduard Grisebach (1845–1906) gelangt ist. Dass dieser Herausgeber der Werke Grabbes mit Köchy bekannt war und beide im Jahre 1869 in Berlin zusammengetroffen

⁵⁹ Zu den Porträts, ihrer Entstehung und Publikation vgl. die frühe Studie von BERGMANN, ALFRED, Grabbe im zeitgenössischen Bildnis, in: Zeitschrift für Bücherfreunde NF. 14 (1922), 125–135. – Die Kreidezeichnung Peros hatte der Düsseldorfer Buchhändler Carl Georg Schreiner 1836 lithographieren und vertreiben lassen; eine weitere, allerdings sehr schlechte Lithographie davon erschien als Beigabe zum Aufsatz von WILLKOMM, ERNST, Silhouetten dramatischer Dichter. 1. Grabbe, in: Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater 1 (1837), 67–76. – Wilhelm Heines Porträt ist nur als Lithographie überliefert und befindet sich als Frontispiz im Rheinischen Odeon 2 (1838), das von Freiligrath, Ignaz Hub und August Schnezler herausgegeben wurde; zuletzt abgebildet und mit einem Kommentar versehen von HELLFALIER, DETLEV, Christian Dietrich Grabbe. Fragment aus Grabbes Drama

„Die Hermannsschlacht“ (1835/36). Porträt Grabbes – Lithographie nach einer Zeichnung von Wilhelm Heine 1835/36 (1838), Detmold 2001, 2 Bl. (Schmuckblatt). – Theodor Hildebrandts Bleistiftzeichnungen haben Eingang gefunden in einen Stich von Franz Stöber, der Studien Immermanns begeben worden ist, vgl. IMMERMANN, KARL, Grabbe. Erzählung, Charakteristik, Briefe. November 1834 bis Mai 1836 [...], in: Taschenbuch dramatischer Originalien 2 (1838), IV–CXII, hier nach X. – Zu den Düsseldorfer Künstlern siehe PAFFRATH, HANS (Hg.), Lexikon der Düsseldorfer Malerschule, Bd. 1–3, München 1997–1998, hier Bd. 2, 69–71 (Heine), 108–112 (Hildebrandt), Bd. 3, 465 (Pero, nur im Künstleranhang). Zu Pero kurz THIEME-BECKER, Bd. 26, 1932, S. 425.

⁶⁰ Original in der LLB Detmold, GA B 374; vgl. HILLER VON GAERTRINGEN/HELLFALIER, 2001, 114–115 (mit Abb.).

waren, konnte bereits an anderer Stelle festgestellt werden. Nicht auszuschließen ist, dass die Zeichnung damals oder in der Folge des Treffens in den Besitz des Bücherfreundes, Literaturhistorikers und Diplomaten gelangt ist. Der Werdegang und die wissenschaftliche Bedeutung Grisebachs sind hinreichend geläufig.⁶¹ Nach frühen erfolgreichen lyrischen Versuchen trat der in Göttingen geborene Jurist in den diplomatischen Dienst ein, der ihn in verschiedene europäische Metropolen, aber auch nach Übersee führte. Nach seiner Pensionierung brillierte er u.a. mit Werkausgaben Bürgers, Brentanos, E.T.A. Hoffmanns, Kleists, Schopenhauers und 1902 auch mit der vierbändigen Ausgabe der Werke Christian Dietrich Grabbes. Der Nachwelt ist Grisebach allerdings in erster Linie als bibliophiler Sammler und Literaturästhet in Erinnerung geblieben, dessen reichen Bücherbesitz an Klassikern der Weltliteratur aufwändig gestaltete Kataloge bis heute dokumentieren.⁶² Als Grisebach im Jahre 1906 starb, ging seine Bibliothek geschlossen in den Besitz Walter von Brünings über, seine bescheidenere Autographensammlung hingegen gelangte in den Antiquariatshandel und wurde zerstreut. Bekannt ist, dass der Berliner Antiquar Martin Breslauer Autographen aus dem Besitz Eduard Grisebachs 1906 in seinem Katalog II verzeichnet hatte und zum Kauf anbot.⁶³ Dank der Provenienznotiz zur Bleistiftzeichnung Königs wissen wir, dass

offenbar auch das auf Musikalien und Autographen spezialisierte Berliner Antiquariat Leo Liepmannssohn (Inhaber Otto Haas)⁶⁴ über bibliophile Materialien aus dem Nachlass Grisebachs verfügt hat. Zur Auktion oder zum Angebot im Februar 1907, so die Notiz, ist ein umfangreicher Lagerkatalog erschienen, der 950 Nummern umfasst.⁶⁵ Wie eine Durchsicht des Kataloges ergeben hat, sind zwar drei Grabbe-Autographen enthalten, die aus Grisebachs Nachlass rühren dürften, doch ist die Zeichnung Königs mit Köchy und Grabbe weder unter den „Autographen“, noch unter den „Portraits“ zu finden.⁶⁶ So drängt sich die Vermutung auf, dass besagte Zeichnung zwar im Rahmen dieses Angebots veräußert worden ist, aber keinen Eintrag im Lagerkatalog gefunden hat; spätere Lagerkataloge, etwa der Katalog Nr. 168, der gleichfalls Porträts von deutschen Schriftstellern enthält,⁶⁷ konnten auf Grund ihrer Seltenheit nicht eingesehen werden.

⁶¹ Die Ausgaben, Auflagen und Supplemente des „Kataloges der Bücher eines deutschen Bibliophilen“ und des „Weltliteratur-Kataloges eines Bibliophilen“ sind ausführlich bibliographisch verzeichnet und kommentiert bei FOLTER, ROLAND, *Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken. Eine kritische Bibliographie ihrer Kataloge*, Stuttgart 1975, 79–81. – Über Grisebach siehe HENNING, HANS, *Eduard Grisebach in seinem Leben und Schaffen*, Berlin 1905; MÜLLER, GOTTFRIED, *Eduard Grisebach's literarische Tätigkeit*, Wiesbaden 1907; VON MÜLLER, HANS, *Eduard Grisebach, ein Versuch*, Berlin 1910; GLAUBRECHT, MARTIN, *Grisebach, Eduard Anton Rudolf*, in: NDB 7 (1966), 98–99; KOSCH, *Deutsches Literatur-Lexikon*, Bd. 6, 3. Aufl., Bern 1978, Sp. 833–835.

⁶² Vgl. BOGENG, GUSTAV A. E., *Grisebachiana*, in: *Jahrbuch für Bücherkunde und -Liebhaberei* 2 (1910), 3–11; DERSELBE, *Die großen Bibliophilen*, Bd. 1–3, Leipzig 1922, hier Bd. 1, 333f.; Bd. 2, Abb. 233–236; Bd. 3, 165.

⁶³ BOGENG 1910, 11; BOGENG 1922, Bd. 3, 165; JÄGER, GEORG (Hg.), *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 1, T. 3: *Das Kaiserreich 1871–1918*, Berlin 2010, 254; Grisebach hatte in der letzten, noch von ihm selbst besorgten Auflage seines Weltliteratur-Kataloges die Autographensammlung kurz beschrieben, siehe GRISEBACH, EDUARD, *Weltliteratur-Katalog eines Bibliophilen*. Mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen, 2. Aufl., Berlin 1905, im Namenregister S. 593–606 mit Sonderzeichen versehen; die Lippische Landesbibliothek Detmold verfügt über eine von Grisebach handschriftlich nummerierte und monogrammierte Vorzugsausgabe auf Büttenpapier, LLB Detmold C 74.1898(2).

⁶⁴ Zu Liepmannssohn kurz JÄGER 2010, 252; HOMEYER, FRITZ, *Deutsche Juden als Bibliophile und Antiquare (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts; 10)*, 2. Aufl., Tübingen 1966, 138, 142; ZIEGERT, MAX, *Schattenrisse deutscher Antiquare. Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1870 bis 1915*. Neu hrsg. von WITTMANN, REINHARD, (Nachdr. d. Ausgabe Leipzig 1916), Leipzig 2009, 24–25.

⁶⁵ LIEPMANNSOHN, LEO, *Katalog 163, Autographen*: 1. Schriftsteller, Gelehrte, Bildende Künstler, Schauspieler, Goethe und sein Kreis. 2. Musiker. Nebst einer kleinen Sammlung von Portraits. Mit Vorwort von LOEWENFELD, KURT: „Briefe, die wir gern erreichen.“ (S. 1–5). Nos. 1–950, Febr. 1907. – Verzeichnet bei LOH, GERHARD (Bearb.), *Bibliographie der Antiquariats- und Kunstkataloge*, Folge 2, Leipzig 1976, 127; umfassend: ROSENTHAL, ALBI, *Die Lagerkataloge des Musikantiquariats Leo Liepmannssohn (1866–1935)*, in: ELVERS, RUDOLF/VÖGEL, ERNST (Hg.), *Festschrift Hans Schneider zum 60. Geburtstag*, München 1981, 193–216, hier 208.

⁶⁶ Benutzt wurde das Exemplar der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, H. misc. B 215, 58bf. Für freundliche Unterstützung danke ich meinem Kollegen Prof. Dr. Thomas Bürger, Dresden. – Bei den Grabbe-Autographen handelt es sich um ein nicht weiter bekanntes eigenhändiges Schreiben Grabbes als Auditeur an den Magistrat der Stadt Detmold vom 18.6.1833 (fehlt bei BERGMANN!) sowie um zwei Briefe Grabbes an den Regierungsrat Christian von Meien, Detmold, 10.9.1834, und an den Düsseldorfer Buchhändler Carl Georg Schreiner, Düsseldorf, Juni 1835 (GA 6, 1973, 86, Nrr. 256, 465, 624); LIEPMANNSOHN 1907, 26, Nr. 213–215. Den Brief an von Meien hatte Liepmannssohn bereits 1899 angeboten, und es ist anzunehmen, dass er damals von Grisebach erworben worden war (GA 6, 1973, 436, Anm. zu Nr. 465).

⁶⁷ ROSENTHAL 1981, 209.

Den Zuschlag erhielt im Februar 1907 der österreichische Theaterwissenschaftler Arnulf Perger (1883– um 1955), der damals in Charlottenburg wohnte. Er machte das in Rede stehende Blatt „aus meinem Besitz“ umgehend mit vier bislang ungedruckten Briefen Grabbes an Ludwig Gustorf in der Zeitschrift für Bücherfreunde der Öffentlichkeit bekannt. Über Perger weiß man vergleichsweise wenig. Er stammte aus Graz, hatte sich 1909/1911 mit Grabbes Dramentechnik befasst und bis 1952 verschiedene Schriften zur Dramentheorie und zum Theater publiziert. Nach Ausweis der verschiedenen Jahrgänge von Kürschners Deutschem Gelehrtenkalender⁶⁸ hatte er sich 1912 in Prag habilitiert und lehrte dort an der Deutschen Universität zunächst als Privatdozent, später als außerplanmäßiger Professor. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er in Wien ansässig, wo er um 1955 verstarb. Im Rahmen seiner Forschungen zu Christian Dietrich Grabbe hatte er in den Jahren 1907 mit dem damaligen Detmolder Bibliotheksdirektor Ernst Anemüller und 1911

mit dem jungen Grabbe-Forscher Alfred Bergmann korrespondiert.⁶⁹ Ob Arnulf Perger die Bleistiftzeichnung Herbert Königs wirklich bis zu seinem Tode um das Jahr 1955 besessen hat, weiß man nicht. Der Notizstreifen, der so beredt über wesentliche Etappen der Überlieferungsgeschichte des Blattes informiert, ist zeitnah zu 1907 und wahrscheinlich von seiner Hand geschrieben. Natürlich kommen noch weitere Nachbesitzer in Frage, doch erschließt sich bisher kein neuer Ansatzpunkt. Die schlichte, aber so inhaltsreiche Bleistiftzeichnung konnte dazu anregen, den Spuren Christian Dietrich Grabbes und Karl Köchys in einer für beide richtungweisenden Lebenssituation intensiv nachzugehen und nachzuzeichnen. Das interessante Blatt des Karikaturisten Herbert König hat jedenfalls nach einer einhundertfünfzigjährigen Reise, die von Braunschweig über Berlin nach Wien und zuletzt nach Tutzing führte, nun die würdige Heimstatt im Grabbe-Archiv der Lippischen Landesbibliothek in Detmold gefunden.

⁶⁸ KÜRSCHNER 1926, Sp. 1432; 1928/29, Sp. 1767; 1931, Sp. 2183; 1935, Sp. 1016; 1940/41, Sp. 343; 1950, Sp. 1525; 1954, Sp. 1748; 1961, 2, Sp. 1516, ist nur noch der Name angegeben.

⁶⁹ Perger teilt Anemüller mit, dass die „Mittheilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde“ 1906 noch nicht in der Königlichen Bibliothek Berlin verfügbar seien (darin u.a. ein Aufsatz zur Detmolder Theatergeschichte sowie ein Literaturbericht über Grabbe), ferner habe

sich die Königliche Bibliothek an das Detmolder Hoftheater wegen einer Cendrillon-Partitur gewandt, an der Perger offenbar interessiert war, Perger an Anemüller, Charlottenburg, 21.1.1907 (LLB Detmold, GA Ms 568); in den beiden Postkarten und einem kurzen Brief an Alfred Bergmann in Leipzig geht es um Rezensionen und einen Aufsatz Bergmanns, Perger an Bergmann, Wien, 29.9.1911; 18.10.1911; 21.1.1912 (Datum des Poststempels) (LLB Detmold, Slg 12 Nr. 302).